Geschichtsblätter

vom

Verfasser der alten Franken.

L. SCHÖNLEIN.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS.

Neuburg a. d. D.
Verlag von Johann Prechter.
1838.

Inhalt.

Seite

Kaiser Ludwig der Bayer und die Reichs-Stadt Nürnberg 5

Der Nürnberger Kunstverein im Jahre 1836. 23

An der Ruhestätte Albrecht Dürer's 39

Das Grab des Latour d'Auvergne 49

Das historische Prinzip 67

Kaiser
Ludwig der Bayer
und die
Reichsstadt Nürnberg.

Wer die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kennt, die dortmals sich befeindenden Prinzipien und deren Kampfesart, der wird erklärbar finden, warum unter andern Kaisern auch Ludwig der Bayer die teutschen Städte hoch hielt, und namentlich das reichsfreie Nürnberg durch Ertheilung von mancherlei Privilegien, Ordnungen und Gesetzen, so wie durch häufige Besuche auszeichnete und für sich zu gewinnen strebte. Der mit dem vierten Heinrich beginnende, nun fast dreihundertjährige Streit zwischen geistlicher und weltlicher Obergewalt währte immer noch unter wenig veränderter Gestalt fort; die Päbstlichen, verstärkt durch den Beitritt des eben so neuen als erwerblustigen Hauses Oesterreich, standen als unteutsche Partei der kaiserlichen oder mehr patriotischen gegenüber. Wir nennen diese die mehr patriotische; denn auch hier war es nicht reine Vaterlandsliebe, sondern mehr die Gefahr per-

sönlicher Interessen, was die ungleichen Glieder der teutschen Reichskette für den Augenblick zusammenhielt. Diese Lockerheit des Verbandes, in frühern Jahrhunderten so augenfällig durch die schmachvolle Erniedrigung des Reichsoberhaupts vor einem ausländischen Geistlichen, verrieth sich auch jetzt noch theils durch ähnliche Scenen, theils durch die Vergeblichkeit des Widerstandes gegen der Habsburger, der ultramontanen Alliirten Trotz und Anmaßung. Umsonst hatte man nach dem Tode des ersten Herrschers aus jenem schnell sich vergrößernden Hause die Königswahl auf einen Nassauer gelenkt; der Sohn Rudolphs überwand ihn auf dem Schlachtfeld, und nahm mit dem Leben ihm die Krone. Eben so vorübergehend besetzte man nach des zweiten Habsburgers Ermordung den Thron mit einem Lützelburger; diesen bekämpfte die italische Autokratie mit italischen Waffen: sie vergiftete ihn beim heiligen Abendmahl. Bei der dritten Königswahl stand abermals ein Sohn Oesterreichs als der mächtigste Bewerber da; nur mit einer Stimme Mehrheit wählte die teutschgesinnte Partei einen Bayern. So überkam Herzog Ludwig die Krone des großen Karl, schon seit Langem, wie der Chronist sich ausdrückt, mehr eine Dornen- als ein Rosenschmuck. Absehend

von dem Erbfeind jeder volksthümlichen Regierungsform, von dem in Teutschland tief eingefurchten Feudalismus, der als eine verderbliche Kluft zwischen Fürst und Volk die für Beide bestimmten Lebenssäfte zu eigenem, übermäßigem Bedarf verschlang — fand der Kaiser bei seinem Regierungsantritt und kurz darauf den zweiten und dritten, nicht minder gefährlichen Gegner: den Wiener Hof und die römische Kurie. An und für sich mächtig als geistiger Beherrscher der Christenheit, dem die weltlichen Hilfsmittel in Fülle zur Seite standen, im Rücken gedeckt durch der Gläubigen verjährte Meinungsmacht, kühn zum Ziele strebend durch die Erinnerung alter Triumphe über Könige und Nationen, befehligte der Pabst unbedingt den ersten Stand von Ludwigs neuen Untergebenen, die durch den Cölibat vaterlandslose Geistlichkeit. Der zweite Stand des Reiches aber, der Adel, huldigte offen oder geheim dem Hause Oesterreich, von dessen freigebigem Glanz bei erschöpftem Reichsschaz so Mancher das Licht für verlöschende Leuchten zu borgen strebte. Ausser Neid und Zorn ob der vereitelten Kronbewerbung leitete die Habsburger schon ihres Landes natürliche Politik, das den Ostvölkern inwohnende Streben nach dem Abendland. Die rö-

mische Kurie aber verfeindete eben so naturgemäß schon das hierarchische System mit dem selbstständigen Kaiser. In dieser Gefahr suchte Ludwig Freunde, lange vergebens. Die Throne des Auslandes beugten sich dem Stuhl Petri; von den weniger abhängigen Königen von England und Frankreich war der Eine zu entfernt, der Andere mochte die Zerstückelung des in seiner Einheit dominirenden Teutschland eher mit Freude als Besorgniß sehen. Der einzige Böhme, ein Sohn des neuen, mit Habsburg wetteifernden Hauses Lützelburg, galt für des Reiches Freund, mehr darum, weil er Oesterreichs Feind und von einem Kaiser des mindermächtigen Wittelsbachs bei Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke zur Zeit noch nicht gehindert war. Aehnlich dachten des Bayern übrige Wähler; sein eigener Bruder aber, der Herzog von Niederbayern und mit diesem die Hälfte des Stammlandes, focht unter den Fahnen Habsburgs. Bei dieser offenen und geheimen Feindschaft, bei dieser Unzuverlässigkeit heimischer und fremder Gewalthaber, mußte des Kaisers Hilfe suchender Blick nothwendig auf seines Volkes untern Ständen, auf den teutschen Städten und auf den wenigen freien Landleuten helvetischer Alpen weilen; an diese ergieng jetzt

Gruß und freundliche Ladung. Das Bündniß mit den Gleichgesinnten kam zu Stande; waren doch des Kaisers Feinde auch die ihrigen. Oesterreich, rachedürstend ob der gebrochenen Zwingburgen, zog wider die Hirten der drei Waldstetten, und Adel und Klerus haßten und drängten das Ueberflüglung drohende Bürgerthum.

Als Heinrich der große Städtemeister die hohen Mauern sammt Thurm und Wall auf teutschem Erdreich bauen ließ, da galt's, eine fremde Raubmacht im behenden Lauf zu hemmen; als der Avaren, der Magyaren Stoß an jener Brüstung und an der Brust der Vaterlandssöhne gebrochen war, da hatte die ewige Vorsicht, die auch über Germanien wachte, die Schuzwehr gegen den Aussenfeind zu einer Freiung vor innern Gegnern, sie hatte den Kriegsbau zu einer Werkstatt der Friedenskünste ausersehen. Jene Trauertage in unserer Volksgeschichte sind bekannt, wo der Päbste Fluch und der Menschen Köhlerglaube die freisinnigen und patriotischen Kaiser in Elend und Verzweiflung stieß, wo teutsche Kurfürsten den Königsstuhl der Stauffen und Salier an Fremdlinge verkauften, wo die in sich zerfallene, aller Leitung und Mittlung baare Nation keine Ordnung, kein Gesetz, kein Recht

mehr erkannte, als das der Fäuste. In diesen Tagen war der Ritter von der wankenden Burg in die sichere Stadt gestiegen, der dem Wilde gleich gescheuchte Bauer floh, Schutz suchend, zu deren Thoren; und den nunmehr »Patrizier« benannten Herrn und den zum »Hintersassen« verwandelten Knecht verglich bald das Stadtgesetz durch den Namen Bürger. Die erste Frucht dieser Mischung von mehr geistiger und mehr körperlicher Thätigkeit war von Dieser das Gewerb, von Jener der Handel; und diese beiden letztern erzeugten in ihrer Vereinigung wieder — Wohlstand und Freiheit. Die bekannten Kreuzzüge, einst vom Menschenwitz bestimmt zu retrograden Zwecken, aber durch unerforschliche Fügung gerade vorwärts leitend, sperrten die Bahnen zu des Morgenlands Kultur, Schätzen, geheimen Wissenschaften und reineren Sittenlehren auf; der durch heimischen Fleiß, veredelte Kunst und Erdtheile umschlingenden Verkehr reich gewordene, heller denkende, zum Wenigsten tolerante Städter — Handel kennt ja nur nähere und entferntere Handelsverwandte und keine religiöse oder politische Gegnerschaft — kaufte von verarmten Vögten die Reichsunmittelbarkeit (die Landeshoheit über sein Gebiet, Sitz und Stimme auf

den allgemeinen Reichstagen u. s. w.), oder da, wo sein Geld und seine Bitte nichts mehr, wo Unabhängigkeit über Alles und der bestehende Druck für unleidlich galt, da erkämpfte er sie, dem Schweizer gleich, mit siegreicher Waffe; oder das kluge und dankbare Reichsoberhaupt schenkte freiwillig her, was nicht länger zu erhalten, und dabei eine billige Belohnung für Jene, die das Reich bereicherten, war. Und als nun dieser gefreiten oder Reichsstädte neu aufgehender Glückschein gar bald des Neides Schatten rief, als erst der einzelne Ritter dem rhein- oder alpenwärts ziehenden Kaufmann den Pfad vertrat, und endlich mächtige Fürsten wider den täglich an Land und Leuten wachsenden dritten Stand, wider den Vorläufer nationaler Einheit, ihr furchtbares Bündniß schloßen: da errichteten die Bedrohten im Süden Germaniens den rheinischen und schwäbischen Städtebund, und die nordteutschen Städte gründeten ihre Hansa, die von Land zu Land, von Meer zu Meeren ihre Flotten und Heere sandte, Staaten eroberte, Kronen verschenkte, und bis zu einer spätern, gemeinsamen Entwicklungsperiode unsers Volkes der Freiheit Schirm, alter Gerechtsamen, Sitten und Bürgerglanzes Spiegel blieb. So glorreich, ernst und

kraftvoll geht der teutsche Reichsstädter durch das vierzehnte Jahrhundert, und es war nicht allein das Gebot der Noth, es war das der Klugheit, der religiösen und politischen Wahlverwandtschaft, daß ein Kaiser, wie der bayerische Ludwig, im Kampfe gegen untergehende Sonnen sich den aufgehenden in die Arme warf.

Unter den Städten Frankens (wie unter den rheinischen Köln und Straßburg, Ulm und Augsburg in Schwaben, in Nordteutschland Lübeck) stand das reichsfreie Nürnberg obenan. Seit mehr als einem Jahrhundert im Besitz eigener Gerichtsbarkeit und des völligen Rechts zu städtischer Gesezgebung, sah die Länge der Zeit auch den Geist der Verfassung im Herzen ihrer Schützlinge Wurzel schlagen. Schon blühten die Gewerbe, ausser den gewöhnlichen die der Tuchmacher, Färber, Waffenschmiede und Metallarbeiter jeder Gattung; auch von Malern schreiben die alten Bürgerbücher, und von höherer Maurerkunst zeugten stattliche Gebäude. Nächst Diesem war es der Handel, der die Kraft der Reichsstadt und ihrer Bewohner in regem Leben hielt. Ueber Nürnberg führte von Venedig aus die große levantische Handelsstrasse nach dem nördlichen Europa; enge Verbindungen knüpfte dieß mit

den meisten teutschen Binnenstädten; und, was so vom Herzen ausgeströmt, das kehrte in gleichem oder reicherm Maaße dahin auch wieder. Man rühmte nicht allein mehr Nürnbergs Verkehr und Kunstfleiß; auch von seinem Wohlstand und Reichthum sprach man; zweitausend Pfund Heller betrug seine Jahressteuer, eine höhere zahlte keine Stadt. Auch für Schutz und Erhaltung dieser neidenswerthen Lage gegen Anfechtungen von aussenher war hinreichende Sorge getragen; hinter wohlbefestigten Mauern wachte eine zahlreiche, in Waffen geübte Bürgerschaft. Solch ein Glied des teutschen Reichs wäre auch einem mindern Scharfblick, als jenem Ludwigs, nicht entgangen; zog doch den Kaiser schon die Landes- und Geisteskultur von Franken überhaupt zu diesem eben so alten als kraftvollen Germanenstamm. Daher meldet die Chronik: »König Ludwig hat bald Anfangs seiner Regierung, dem Herkommen gemäß, einen Reichstag oder Hofgespräch zu Nürnberg gehalten« — und unwichtiger nicht, als der Ort, war die gepflogene Verhandlung; zur Verstärkung seiner Hilfskräfte belehnte Ludwig, nach der Stände Genehm, seinen ältesten Sohn mit der erledigten Chur Brandenburg; und, nachdem er mit den Stellvertretern der Nation über einen Landfrie-

den berathen, und dieselben auf die bisher vom Papst unter dem Titel »Türkensteuer« verübten Gelderpressungen aufmerksam gemacht, ermahnte er schließlich durch ein Sendschreiben den von Oesterreich bedrohten Schweizerbund zu Muth und Ausdauer in dem bevorstehenden Freiheitskampf. Fast jährlich sah man von nun an den Kaiser zu Nürnberg, nicht allein beschäftigt mit ernsten Regierungssachen, mit Reichstagen und Konzilien, auch den persönlichen Angelegenheiten, den Freuden seines Hauses die Zeit widmend; hier feierte er die Hochzeit seiner Tochter mit dem Thüringer Landgrafen. Dann jedoch wohnte er nicht bloß auf der Reichsveste; er herbergte auch im Bürgerhaus, und den reichen Schultheißen und Spittelstifter Kunzen Groß nannte er seinen Wirth oder Gastfreund. Jedesmal aber bezeichnete ein Privilegium, ein Gesetz, eine Ordnung oder sonst eine Aufmerksamkeit die Anwesenheit des Reichsoberhaupts; er bestätigte die von seinen Vorfahren ertheilten Rechte und Gnaden, und fügte den alten viele neue bei. Den Handel zu heben, gab er der Stadt eine vierwöchentliche Ostermesse; er gab ihr große Zollvergünstigungen und vollkommen freies Handelsgeleit. Auch öffnete unter des Kaisers Vermittlung König Johann den Nürnbergern

die Wege nach Böhmen und Polen. Die Gesetzgebung der Reichsstadt vermehrte Ludwig durch viele Artikel; so befreite er die Bürger vom kaiserlichen Hofgericht wie von jedem andern geistlichen und weltlichen Gerichtszwang; dem Rath verlieh er den Blutbann und das Recht zur Verhaftung und Strafe schädlicher und müßiger Leute; die Freistätten für fliehende Verbrecher beschränkte er; Klöster und Juden sicherte er durch kaiserliche Schirmbriefe; durch ein besonderes Gesez nahm er die Eltern gegen die Umtriebe ungerathener Kinder in Schutz. Für Erhaltung des Waldes sorgte er durch eine neue Forster- und Zeidlerordnung und durch andere zweckzweckmäßige Verfügungen; für Verschönerung der Stadt durch Verbot der Kellerhälse und Lauben vor den Judenhäusern und sonstiger, die Straßen verunstaltender Bauten. Fortwährend feuerte er die Bürger zur bessern Befestigung ihrer Stadt an. Vor Allem jedoch beschäftigte ihn der Republik innere Freiheit, ohne welche die äußere von keiner Dauer ist. Auch in Nürnberg hatten sich nach dem Beispiel anderer Städte einzelne Geschlechter die Alleinherrschaft und Besetzung aller Kommunalstellen angemaßt; doch gleichzeitig mit der Uebermacht hatte sich auch ihr Gegengewicht in den f r e i e n H a n d-

werksinnungen ausgebildet. Diese forderten Antheil, wenigstens Kontrolle der Stadtregierung: natürliches Recht und unbezweifelte Verdienste unterstüzten sie. Auch sie trugen ja zu der Gemeinde Blüthe und Wohlfahrt bei, eben so durch die Werke des Friedens als die des Krieges, wo die blutsbefreundete Hausgenossenschaft und der Herberge sinnverwandtes Gelage in ungetrenntem Verband auszog, wo neben dem Vater der Sohn, unter dem Meister der Geselle kämpfte, und mehr als einmal der unter sich wetteifernden Zünfte Ruhmgier die unerreichbar scheinende Siegespalme brach. Solch ein Institut war freilich den größern und kleinern Herren ein Dorn im Auge; man verkümmerte, man unterdrückte es. Kaiser Ludwig aber setzte diese Bürgervereine troz allen Widerspruchs in ihre alten Rechte ein; und als das Patriziat seine Trinkstuben verschlossen hielt, ließ er den Bürgerlichen ihre eigenen errichten. Eine Reichsstadt sollte nach des Kaisers Meinung weder Burg noch Wechselstube, sondern das Vaterhaus gleichberechtigter Söhne seyn.

Für solche Gesinnungen und Handlungsweise blieb die Reichsstadt nicht unerkenntlich; der Bürger Dank wog des Kaisers Gaben auf. Nürnbergs Geld und Söldner unterstützten den Bayer in sei-

nem siebenjährigen Kampfe wider Oesterreich; und in der Mühldorfer Entscheidungs-Schlacht selbst war es, nächst dem Nürnberger Burggraven, ein Bürger von dort, der als Feldherr des großen Tages Lorbeer pflückte. Auch eroberten die Nürnberger die den Oesterreichern ergebene Stadt Herieden; sie zertrümmerten die Reicheneckischen Raubburgen, und folgten ihrem Oberhaupt auf dem gefahrvollen Römerzug. Nicht des Pabstes Bann, der Priester Lockung, der Machthaber Dräuen; nicht ein noch mehr gefährlicher Feind — Ludwigs momentane Selbstverläugnung — konnte sie von dem Pfad der Pflicht und Ehre lenken. Als der hartbedrängte Kaiser in einer Anwandlung von Menschenschwäche und Verzweiflung am endlichen Sieg des Guten dem Schicksal und seinen übermächtigen Gegnern zu erliegen schien: da umgaben ihn die Reichsstädter wie seine guten Geister, sie ermuthigten ihn zur Beharrlichkeit im gerechten Kampfe, und trugen wesentlich zu dem Beschluß des ersten Kurvereins bei, daß die Königswahl der Teutschen, als ein Ausfluß des göttlichen Willens und nationalen Herkommens, unabhängig von der Bestätigung der Päbste sey. Noch weiter werkthätig erneuerten die Nürnberger ihre alten Verträge mit dem über

Oesterreich siegreichen Schweizerbund, gleichwie mit den teutschen bundesverwandten Städten; bis zu unsern Tagen erhielt sich der Einigungsbrief zwischen Nürnberg und Würzburg, worin beide Bürgerschaften sich feierlich geloben, festzuhalten am Landfrieden, an des Kaisers Recht und an ihren eigenen Freiheiten, und Beides mit Gut und Blut und nachbarlicher Freundschaft gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Selbst der letzte Kraftaufwand der römischen Kurie, Ludwigs Entsetzung und die Ernennung des böhmischen Fürsten Karl zum teutschen König, erschütterten den kühnen Sinn nicht. Von den Nürnbergern lesen wir in den Chroniken, was von andern Frankenstädten und von den helvetischen Eidgenossen Urkunden nachweisen; daß auch sie, die gebannten Bürger, voll furchtbaren Ernstes ihren Priestern die Wahl zwischen Messelesen sammt Anerkennung des rechtmäßigen Kaisers oder Tod und Verbannung ließen. Diese Anhänglichkeit dauerte über Ludwigs Grab hinaus. Die Reichsstadt ermahnte den Sohn des Verstorbenen zur Bewerbung um die teutsche Krone, zum Kampfe wider den Afterkönig Karl, und bei des jüngern Ludwigs muthlosen Schwanken hielt sie sich zu dem von ihm und der teutschen Partei aufgestellten Gegenkönig

Günther von Schwarzburg. Und als auch dieser Edle dem Neide seiner Feinde sank, da konnte nur die blutige Revolution von 1348 und 49, in welcher der zuerst von der Bürgerschaft vertriebene, dann aber mit Hilfe Karls und der benachbarten Ritter zurückkehrende Rath die freie Zunftverfassung sammt deren entschlossensten Vertheidigern dem Tode weihte, da konnte nur eine nach dem Muster eines welschen Staates gemodelte Oligarchie durch Gewalt und Täuschung die äussere Huldigung der überlebenden Bürger an den Freund der Hierarchie an Ludwigs Feind erzwingen. Des freisinnigen Kaisers Andenken aber erhielt sich im Herzen der Nürnberger, wie sein Bildniß bis auf den heutigen Tag in ihrem Rathhaussaal.

Diese geschichtlichen Andeutungen — Materiale mehr als Construktion — fußen auf dokumenteller Wirklichkeit. Noch bewahrt ein einziges Archiv an sechzig, vom Kaiser Ludwig IV. unmittelbar an die Reichsstadt Nürnberg und deren Bürger ausgestellte Urkunden, und mehrere Hunderte, die mittelbar das zwischen Beiden obwaltende Verhältniß erläutern.

Möge eine geübtere Hand die zerstreuten Einzeltheile zu einem umfassenden Ganzen binden; in Zeiten, wo zwei getrennte Jahrhunderte sich plötzlich durch gewisse Aehnlichkeiten und Anklänge berühren, ist es doppelt gut, wenn ein Volk, sei es nun groß oder klein, in dem Spiegel der Vergangenheit seiner Gegenwart gestiegene oder gesunkene Würde erkennen kann.

Der
Nürnberger Kunstverein
im Jahre 1836.

(Korrespondent v. u. f. Teutschland, Nr. 136, 137, 138.)

Unter den Hilfsmitteln, welche im normalen oder Friedenszustand das Menschengeschlecht seinem geistigen und sittlichen Ziele näher bringen, nimmt ohne Beweiserforderniß die bildende Kunst eine der ersten Stufen ein. Zwanzig Jahre tiefer Waffenruhe lagern über Germanien, indessen ringsumher das entgegengesetzte Element bald wetterleuchtet, bald als Flamme lodert: kein Wunder, wenn nach dem maaßgebenden Vorbilde der Natur auch die artistische Produktionskraft, anderwärts unterdrückt und gehemmt, auf dem noch übrigen Freiboden desto rascher und kräftiger in die Höhe schießt, und hier ihren schon mannigfach in Saaten, Blüthen und Früchten prangenden Reitz entfaltet. Allenthalben in teutschen Landen, am Rhein wie an der Elbe und Donau, an der Isar und Spree, Leine und Pegnitz, leben graue Werkstätten und Zunftstuben aus dem Jahrhundert Holbein's und Kranach's, Eik's und Dürer's in schmucken Ateliers und Salons

auf, und in dieser großen Bewegung des Schaffens wie des Schauens offenbart sich eine gewisse, man möchte sagen instinktmäßige Hast, einzuheimsen in den reichen, heitern Stunden der Gegenwart; gleichsam als ob man ahne und fürchte, daß eine anders bestellte, für Kunst und Kunstgenuß langehin magere Zukunft folgen könne.

Zu jeder Zeit, welche ein besonderes Hervortreten irgend einer, die gesammte Menschheit interessirenden Idee umschloß, haben die Einzelmenschen sich zusammengethan, dieselbe entweder weiter anzuregen, oder festzuhalten, vielleicht auch mit ins Grab zu tragen. Eines allgemeinen Bedürfnisses Naturfolge bleibt stets der gemeinsame Verband, und so entstammen denn der wiederaufblühenden teutschen Kunst die vaterländischen Kunstvereine. »Sie gehören — sagte unlängst ein artistisches Blatt — ganz den neuesten Zeiten an; denn kaum zehn Jahre sind es, daß die ersten Versuche dieser Art ins Leben traten.« Diese Behauptung mag auf die meisten oder auf alle dergleichen Gesellschaften Anwendung finden, letzteres jedoch nur mit Ausnahme einer einzigen, nämlich des Kunstvereins von Nürnberg. Dessen Ursprung und dessen Formen gehören einer andern Zeit, einem an-

dern Zeitgeist an; und da nun während der Unterbrechung eines eigenen Nürnberger Kunstblattes diese Spalten öfters des genannten Vereins gedenken werden, hat man für gut befunden, zum Verständniß der Gegenwart einen Rückblick auf die Vergangenheit voranzusenden, nicht etwa wie diese sich in der verschönernden Phantasie der Nachwelt spiegelt, sondern wie sie in ältern Vereinsschriften fast wortgetreu begründet ist.

Als die französische Revolution ihre drohende Fluth bereits über die Marken Frankreichs wälzte, und fortan das Schicksal großer Reiche auf dem Würfel stand; als die meisten Staaten Europa's ihre beste Kraft nicht mehr auf die Pflege der Kultur und Zivilisation, sondern auf Wehrzeug zu Angriff und Vertheidigung wandten, und nun selbst die Heimath Raphaels der so lange beherbergten Kunst den Abschied gab: da konnten auch die Bürger einer kleinen Republick nicht sorglos und gleichgültig in die räthselhafte Zukunft schauen, am wenigsten derjenige Theil von ihnen, der, unbewandert in der Fertigkeit, die Bedürfnisse der Nothwendigkeit zu liefern, bisher nur in den Verrichtungen zu deren Verschönerung oder verfeinertem Gebrauche Kopf und Hand geübt — der norische Künstler

nämlich. Zwar mochte der weltbürgerliche Gedanke, daß in der Organisation des Daseyns Alles in engster Verbindung steht, und nach dem Plane höherer Weisheit Nichts verschwindet, was sich selbst zu erhalten strebt, es mochte das Bild des im Sturme fester wurzelnden Stamms und das des wechselreich rollenden Schicksalsrades Denjenigen beruhigen, der in der Kunst nicht eine Sklavin der Sinnlichkeit und Dienerin des Luxus, sondern die wohlthätige Freundin, die weise, gute und freie Menschen bildende Meisterin sah: indessen, wie sehr auch diese Idee und die selbst durch Ausübung der Kunst im Ausharren geübte Thatkraft den ächten, wahren Künstler über Abgrund und Wogen hielt: mußte doch schon das Beispiel der Aussenwelt, die, wo es ging, die alten Bande straffer zog und neue knüpfte, es mußte der schon in Ruhezeiten einleuchtende Vortheil gemeinsamen Wirkens um so mehr in den Stunden der Gefahr sich geltend machen, und die damals schon zahlreichen Artisten Nürnbergs dazu bestimmen, sich an ihresgleichen näher anzuschließen, und mit denselben ein engverbundenes organisches Ganze zu bilden, in dessen schirmender Umfriedung sich sowohl die Person als die Sache für bessere Tage wahren ließ. Doch nicht so abgeschlossen und für sich

allein steht der Künstler da. Indem er seinen Erkenntnißkreis erweitert, und von einer Stufe der Ausbildung zur andern schreitet, trägt er auch zur Belehrung und Veredlung Jener bei, die, beseelt vom Gefühl für das Schöne, ohne Handanlegen sich der erhebenden Betrachtung seiner Werke widmen. Diese kunstliebenden Gemüther sind es, zu denen das seinige sich mächtig hingezogen fühlt; nur von ihnen empfängt er die sprechendste Aufforderung an seine Thätigkeit, nur von ihnen den höhern, dauernden Lohn für seine Mühen und Opfer. Nicht leicht kann eine Quelle so reiner und uneigennütziger Freundschaft gefunden werden, als im Verhältniß zwischen Künstler und Kunstfreund, da, wo der Gewinn des Zusammenstimmens seiner Natur nach so verschieden und streng abgetheilt — auf der einen Seite Kraftsteigerung, auf der andern Genuß ist.

Solche Gefühle und Ueberzeugungen waren es, die vor vierundvierzig Jahren zu dem Nürnberger Kunstverein den ersten Grundstein legten. Als seine Stifter erscheinen Männer von Geist und Herz, von Opfersinn und Ausdauer, Allen voran ein treffliches Dreiblatt, zunächst der arbeitsame, patriotisch-gesinnte Inhaber einer blühenden Kunsthandlung; dann ein Maler, der, durch Dornen-

pfade nach dem Lorbeer strebend, nahe seinem Ziel ein frühes Grab in fremdem Erdreich fand; zum dritten ein Schriftsteller, ausgezeichnet als Philosoph und Arzt, schöpferisch wie erfahren, scharfblickend und gewandt, der Trias Schlußstein. Mit dankbarer Rührung nennt der Ueberlebende die Namen: Frauenholz, Rößler, Erhard. Bei solcher materiellen Grundlage bedurfte es nicht längerer formeller Vorbereitungen; der Verein konstituirte sich in feierlicher Versammlung am dreizehnten Oktober Tausend Siebenhundert Zweiundneunzig.

Das Streben der sechszehn Stifter, die jetzt, bis auf einen, das kühle Erdreich deckt, ging vom Beginn des Vereins an dahin, demselben eine Verfassung zu geben, die dem Rückwärtsdrängen der Zeit widerstehen, und mit deren Fortschritten selbst fortschreiten konnte. Die demnach auf Gegenwart und Zukunft berechneten Statuten setzten unter Anderm auch eine fortlaufende monatliche und wöchentliche Versammlung fest. Jene ward den administrativen und ökonomischen Angelegenheiten, diese der Mittheilung von Kunstwerken und Kunstschriften, dem artistisch-literarischen Ideenaustausch überhaupt und der Geselligkeit gewidmet. Fruchtbare Bemerkungen und begründete Kritiken trug man in

ein eigens hiezu bestimmtes Buch ein; daneben füllte man die Stunden sowohl mit einzelnen Vorträgen als mit periodischen Vorlesungen über Anatomie, Perspektive, Geschichte und andere Hilfswissenschaften des Künstlers aus. Nachdem errichtete der Verein die Anstalt, nach dem Runden, d. i. nach Bildhauerwerken zu zeichnen, und verschrieb, mittels ausserordentlicher Geldbeiträge, von Rom eine Anzahl schöner instruktiver Gipsabgüsse. Diese, bekanntlich dem Modellstudium vorangehende Uebung erwieß sich um so nützlicher, als sie bei der städtischen Akademie, wegen Mangels runder Bildwerke, seit Langem nur unzureichend betrieben wurde. Frühe war der Genius der Kunst in Nürnberg erwacht, frühe auch der Trieb, denselben festzuhalten; diese Wechselwirkung hatte der Pegnitzstadt die erste Malerakademie im teutschen Reich gegeben. Ein Sandrart gründete, Bürgerfleiß und Heimathliebe stützten sie; sie ward die Wiege manches braven Meisters. Aber unbemerkt überflügelnd schritt der Zeitgeist vor, endlich weit zurücklassend der Menschen Wirken; der Stern der Dürer'schen Kunst schien bis auf wenige Funken ausgelöscht. Da nahm sich der Verein der verwaisten Schule an; er erhöhte die jährliche Prämie

für deren Direktor, setzte Preise für die besten Zeichner aus, half mit Rath und That, und hielt das ihm werth gewordene Pflegekind so lange in seinen Freundesarmen, bis es in die treffliche Leitung des jetzigen Vorstehers überging. Mittlerweile konnte ein Theil der Vereinsglieder auch auf andere Art von seinem Wirken Zeugniß geben. Ein reicher Vorrath kunstwissenschaftlicher Notizen, die Frucht vorbemerkter Zusammenkünfte, gab den Stoff zu einem eigenen Gesellschaftsorgan, welches in den Jahren 1795, 96 und 97 unter dem Titel: »Journal für bildende Künste,« im Druck erschien. Und als nunmehr die politischen Ereignisse der periodischen Presse jederlei Gewands feindselig entgegen traten, und Nürnberg selbst zu einem Schauplatz des ausgedehnten Kampfs geworden war: da entfaltete die nach Innen zurückgedrängte Thatkraft abermals ihre ganze Fülle; man setzte die frühern Vorträge und Vorlesungen fort, stellte Preisaufgaben, legte eine Bücher- und Kunstsammlung an, unternahm gemeinschaftliche Ausflüge in Bildergallerien und pittoreske Gegenden. Das vorzüglichste Augenmerk der Gesellschaft aber blieb immer der nachblühenden Künstlerjugend zugewandt. An bestimmten Tagen stellte man im Vereinslo-

kale die runden Bildwerke und andere Modelle auf; die erfahrensten der ältern Künstler gaben den Eleven unentgeldlich Anleitung und Unterweisung, und bereiteten sie sonst zu ihrer schweren Laufbahn vor. Unter solcher ununterbrochenen Wirksamkeit erschien das Jahr Achtzehnhundertsiebzehn; im reichgeschmückten Rathhaussaal, umgeben von den Repräsentationen aller Stände und Behörden, mit einem freudigstolzen Rückblick auf seine und der Heimath Vergangenheit beging der Nürnberger Kunstverein sein fünfundzwanzigjähriges Gedächtnißfest.

Seitdem eilt ein zweites Vierteljahrhundert seinem Ausgang zu, und die vorbeschriebene neue Aera der Kunst ist an Teutschlands Himmel heraufgezogen. Wollte nun der alte Verein von seinen jungen Brüdern nicht überflügelt oder gar verkannt werden, mußte er sich zu seinem ersten Gewand noch ein weiteres schaffen; er mußte, neben Kunstbildung auch Kunstgenuß gewährend, aus den Räumen stiller Häuslichkeit hinaus ins laute Freie treten. Vor sechs oder fünf Jahren, bald nach seiner Verschmelzung mit dem im Jahre 1817 zu Nürnberg gestifteten und gleichfalls artistische Zwecke verfolgenden Albrecht-Dürer-Verein, modifi-

zirte er seine in manchen Stücken zunftähnliche Verfassung nach dem Charakter der Gegenwart. Die Zeit nämlich hatte seit einem Jahrzehend den Begriff eines Kunstvereins von ganz anderer Seite aufgefaßt, ungefähr als eine konfidentielle Verbindung einer möglichst großen Zahl Theilnehmer, die für eine bestimmte Summe die Aussicht auf den Gewinn eines werthvollen Gemäldes oder sonstiger Kunstgegenstände erwerben, wobei denn diese Geldbeiträge, als Mittel zu bedeutenden Einkäufen, einmal die Kunst an und für sich fördern, dann vorzüglich dem Künstler in loco oder qua Vereinsglied eine gute Gelegenheit geben, seine Werke gekauft und verbreitet, beurtheilt und gerühmt zu sehen. Daran hatte sich manchen Orts ein feiertägiches Herumwandeln in den gefüllten Salons geknüpft, und so dieselben zum Sammelplatz der schöngeistigen und vornehmen Welt erhoben. Nicht als Ziel, sondern nur als einen Weg dahin eignete sich der Nürnberger Kunstverein diesen Spazierpfad des Zeitgeistes an. Eine permanente Ausstellung von Werken heimischer und fremder Künstler, die jedes Jahr auf Mondeslänge zu einer großen, umfassenden Kunstausstellung wird, hierauf der Ankauf von Kunsterzeugnissen aus

erster Hand und deren unentgeldliche Verloosung unter den Vereinsgliedern, dann die jährliche Vertheilung eines eigens zu stechenden Gedächtnißblattes sammt der Zirkulation der besten artistischen Zeitschriften, endlich selbst die Herausgabe eines besonderen Vereinsorgans oder Nürnberger Kunstblattes — alles dieses wurde nach und nach zum Statut erhoben, und die mit den meisten vaterländischen Kunstvereinen schon früher eingeführte Korrespondenz ging allmählig in ein näheres Kartel über. Gleichzeitig wuchs die, selten Vierzig übersteigende, Zahl der Mitglieder bis zu Vierthalbhundert an, und die Namen der gefeiertsten Künstler Europa's und der ersten Staatsmänner Teutschlands leuchten in ihrer Mitte. Ein anderes, fremdartiges Haus scheint vor manchem Blicke aufzutauchen — es scheint; denn das alte Grundgemäuer blieb. Noch steht der innige Verband von Künstlern und Kunstfreunden unter den verschiedenen Mitteln zur Erreichung des Vereinszweckes obenan, und der Eintritt in den Freundeskreis beruht nach wie vor, ohne Unterschied des Ranges und Standes, auf unbescholtenem Ruf, Anmeldung und Freiwahl. Dieselben Gemächer, innerhalb welcher einst Dürer gemalt und unterrichtet, gelebt und geduldet, beher-

bergen noch jeden Sonnabend die Versammelten eben so zu ernster Berathung als zu traulichem Gelage; und dicht an der Grabesstätte des großen Meisters, die Gebeine mischend und beschattet von ein und demselben Zweigendach, öffnet sich eine zweite, wohin der Verein seinen Todten das Ehrengeleit, jedoch nicht die letzten Beweise seiner Achtung und Liebe gibt. Denn alljährlich, wann die Sonne in die Wende tritt, und die lauterwachte Natur ihre reichsten Lebensströme über die Fluren gießt, dann bekränzt auch er das Grab seiner Theuern; und wie er dem braven, ohne Schuld verarmten Künstler bei Lebszeiten einen, seinen mäßigen Kräften entsprechenden Beitrag nie versagte, so trägt er auch nach eines Solchen Tod sein Scherflein zu Unterstützung der Wittwe und Waisen bei. Eine solche Verfassung ist freilich nach jetzigem Begriff kein nothwendiges Erforderniß eines teutschen Kunstvereins, und nicht unausführbar war es vor geraumer Zeit, diese die Halbscheid der Vereinsmittel ansprechende Zweiseite als ein lästiges Vermächtniß der Vergangenheit abzuwerfen, und bei konzentrirter Kraft sich ein Gewand beizulegen, das im Vergleich zu dem Prunkkleide der großen Residenzvereine die Probe hielte. Sicher aber drängte sich den da-

maligen Leitern der Gesellschaft die Betrachtung auf: »Kann ein Dutzend erkaufter oder verlooster Bilder Mehr für alte, werthgewordene Erinnerungen und Bande Ersatz gewähren? Ist es doch ein Charakterzeichen des ganzen Südens, daß sein Herz an Gestalten hängt und gern die nackte Idee in irgend ein passendes Bild des Lebens kleidet. Und wäre dem auch nicht so: hat doch Alles, was war, wenn es nicht dem Vorwärtsschreiten der Zeit feindlich entgegentritt, sondern freundlich sich derselben nähert, ein Recht, auch noch ferner zu seyn; selbst die Umfriedung einer Ruine wird ja nicht zu theuer erkauft, wenn nur eines einzigen Greisen Seele sich dadurch im Rückblick des gewesenen Baues weidet!« So blieb denn auch der neuorganisirte Nürnberger Kunstverein, wie die Mutter Noris selbst, ein versöhnendes Doppelbild von Alt und Neu, Ebbe und Fluth der Intelligenz und des Gemüthes in richtigem Takte auf- und niederwägend; und stellt sich nun das volle glänzende Schaugefäß anderer Städte neben den grauen, halbgefüllten Eimer hin: des Letztern Hüter verweisen getrost auf dessen Andertheil, der inzwischen in der Tiefe des Bronnens sich mit frischer Quelle füllt.

An der Ruhestätte
Albrecht Dürer's.

Nach altem vaterländischen Brauch, treu der Vereinsstifter Silte versammeln wir uns auch in diesem Jahr an dem Grabe unsrer Theuern, es zu schmücken mit dem immergrünen Opfer der Achtung und der Liebe, und gleichsam als Herolde welthistorischer Gerechtigkeit den Ruhm und den Preis zu verkünden, der den Todten im Leben versagt, ver-verkümmert oder allzu spärlich zugemessen war. *)

---

*) Die Johannisfeier des Nürnberger Kunstvereins fand auch heuer an der Ruhestätte Albrecht Dürers und dem damit verbundenen gemeinschaftlichen Künstlergrabe unter Fackelschein, Musikbegleitung und einem außerordentlichen Zudrang der hiesigen Bevölkerung Statt. Tief und klar und ergreifend waren die Worte, welche der erste Vereinsdirektor Dr. Lommel an dem Hügel des Gefeierten unter ernstem Schweigen der Umstehenden über die weltgeschichtliche und weltbürgerliche Bedeutung der wahren Kunst und des wahren Künstlers sprach. (Hoffentlich wird diese Rede aufgezeichnet und veröffentlicht werden.) Vorzügliches leisteten auch die Sänger der Nürnberger Liedertafel, welche das bekannte Lied: „Vor uns dein Bild" und das neuere, von Wagner gedichtete und von Köhler komponirte Dürerlied mit

»Der Mensch gleicht der Blume des Feldes; ein Hauch weht über sie, und man kennt die Stätte nicht mehr, wo sie gestanden hat« so sprechen die Lehrer der Schrift; wir aber sagen: Aus dem Weltgebäude fällt nichts hinaus; nicht der hinfällige Leib, diese Hand voll Staub und Asche, die trotz aller Unscheinlichkeit schon tausenderlei sichtbaren und unsichtbaren Wandlungen das neue Daseyn gab; geschweige denn der Geist und des Geistes Tochter die That, geschweige denn ein ganzes volles Thatenleben und dazu noch eines wie da dieses.

Was der Erste unserer Gefeierten war, meldet dieser Stein und die europäische Geschichte:

---

gewohnter Kraft und Präzision vortrugen. Ein ungewöhnlich schöner Abendhimmel, und die gemessenste, wirklich würdevolle Haltung so vieler Tausende begünstigte die einfache, aber sinnreiche, Vielen unvergeßliche Feier. Sie endete eine Stunde vor Mitternacht mit dem Grabgesang aus der Tragödie Sertorius:

Verwesend sinkt die bleiche Hülle,
In Asche fällt das kalte Herz;
Doch Eins in ungetrübter Fülle
Strömt zu dem Urquell heimathwärts.
So werde Staub, was Staub geboren,
Und ruhe in dem dunkeln Port!
Das Bessertheil lebt unverloren
In später Brüder Thaten fort.

(Korrespondent v. u. f. Teutschland Nr. 180. Vergleiche auch Augsburger allgem. Zeitung Ausserord. Beilage Nr. 296.)

Ein Künstler, ausgezeichnet als Maler, Bildhauer und Erzstecher, dabei wohlbewandert in jeder Wissenschaft; der norischen Vaterstadt und des gesammten Teutschlands Zierde und Stolz, der ausländischen Zeitgenossen Magnet und Liebling. Viel zu frühe starb er, und hier nun modern seine Reste; das heißt: Hier zog der erdwallende Farbendichter Gewand und Schuhe aus, Pallette und Lorbeerkranz knüpfte er an die Sterne. So Weniges und so Viel!

Als die Menschheit noch in der Wiege lag, nicht sehr schroff geschieden von dem Thierreich, das zu ihren Füßen lagerte, da hatte der schaffende Gott dem künftigen Erdenbeherrscher neben dem ersten Pathengeschenk, neben dem an die göttliche Abkunft erinnernden Ahnungsvermögen, noch ein zweites beigelegt, nämlich den Trieb, aufzufassen, einzudringen in die zahllosen Theile und Gestalten der Natur, und das also Erschaute und Erkannte in einem treuen oder freien, nachahmenden oder veredelnden Abbild sinnfällig und selbstständig hinzustellen. Ein machtreicher, hochherrlicher Trieb! Denn wie er auf der einen Seite des Menschen Planetenregiment begründet und festhält, so

führt er ihn anderseits über die Bahnen des Wahren und des Schönen dem Endziele des Guten, der irdischen Bestimmung und sittlichen Vollendung, der Wiedervereinigung mit dem großen Urall zu. Keine Sprache hat noch das passende Wort für diesen Trieb erfunden; die unsrige nennt seine Wirkungen — Wissenschaft und Kunst — der Form nach Zweierlei, dem Wesen nach Eins, ähnlich wie am Himmelszelt der morgentliche Lichtbringer und der abendliche Fackelträger nur wechselnde Erscheinungen eines und desselben Sterns, des untheilbaren Sinnbilds ewiger Liebe sind.

Sechstausend Jahre oder noch einmal so Viel und Mehr zählt das Menschengeschlecht; der rohe Felsblock des Waldes, auf welchem der Nomade des ersten Jahrtausends sein Opfer schlachtete, ist zum unblutigen Altarstein in dem Weltbürgertempel des unsrigen geworden: daß und wie er es ward, schulden wir allein der Kunst und Wissenschaft. Von der thierischen Gemeinheit an bis zur gottähnlichen Erhabenheit blieb das heilige Doppelzeichen der Generationen unveräusserlicher Talisman, ein prachtvolles Sonnenlicht in freien Friedenstagen, im Kampfe nächtlicher Gewalten der treueste Leitstern. Stets voran, den Einzelnen wie

den Massen, führte es Jene die Stufen des Thiers und des Sklaven, des Leibeigenen und des Knechts, des Bauern und des Hintersassen hindurch zu dem Höhesitz eines Staatsbürgers vom neunzehnten Jahrhundert, sammelte es diese zu Horden und Häuptlingschaften, zu Stämmen und Völkern, Reichen und Staaten, und stellt nun durch Beiderlei, durch veredelte Persönlichkeit und ausgebildete Nationalität, bald nur gleichgeformte, engverschlungene Glieder einer und derselben großen Kette dar. Ja so hat laut aufgeschlagenen Dokuments der Weltgeschichte Kunst und Wissenschaft Das, was war, gemacht zu Dem, was ist; und fragt man im Anblick des unaufhaltsam rollenden Zeitrades, im Anblick des immer riesenhaftern Fortschritts der Cultur und Civilisation: »Was wird die Folge, was dieser gewaltigen Düas fernere Aufgabe und endliche Bestimmung seyn?« Die Sprache des berechnenden Verstandes mit aller ihrer Wortfülle verstummt, und nur das Gefühl findet Ausweg in des Dichters ahnungsvollem Spruch:

„Ich hob mein Auge über Zukunft auf,
Die Hand gelegt auf's Herz, mein heißes Herz!"

Und hier nun liegt ein Künstlerfürst, das ist: Einer der Meister am vieltausend-

jährigen Tempelbau. Millionen Arbeiter waren und sind dazu berufen, kaum der millionste Theil zu deren Vorgehern auserwählt. Von den Wenigen rafft Viele vor dem Tage des Lohns des Schicksals Neid oder die eigene Schuld dahin, und nur selten gelingt es Einem und dem Andern, am eigentlichen Tagwerksabend sein vollendetes Lebensbild zu einem Ehrenspiegel für alle Zeiten aufzustellen. Von Diesen Einer — Dieser! Und wodurch? Dadurch, daß bei dem, was er that, er nicht nur dachte, sondern fühlte und glaubte; dadurch, daß die Ueberzeugung die Begleiterin seiner Werke war. Nur unter diesem Beding reift die himmelan strebende Begeisterung, nur unter ihrem Fittig die wahre Kunst. Anders schafft wohl auch das überzeugungslose, das feile und lügenhafte Kunsttalent, und täuscht auf eine gewisse Entfernung hin als Scheinkunst: allein deren Werk und deren Ruhm erlischt, verhaucht wie ein unächtes Glasbild, wie das hingeklekste Schaumgold zeitfröhnender, lobhudelnder Dekorationen. Die wahre Kunst ist frei, stolz und rein; und zum ächten Künstler wird nur der ächte Mensch.

Darum segnet die Welt das Andenken des Albrecht Dürer, und ich bekenne es, mit eben

so freudigem Stolz als innigem Dankgefühl lege ich heute die Opfergabe des Nürnberger Kunstvereins auf diesen Altar des todten Meisters hin — in diesem Augenblick der Stellvertreter so vieler Hunderte, so vieler Tausende; denn Sie Alle ringsumher, und nicht allein die Bewohner der Dürersstadt sondern die des Erdballs sind mehr oder weniger kunstverwandt und kunstbefreundet; der Künste Kunst ist ja das Leben, und eine seiner ersten Regeln lehrt uns: »Die Größe ehren mache selbsten groß.«...

Noch erübrigt uns der zweite Theil der Tagespflicht. Dürer's Asche mischt sich mit jener der gewesenen Vereinsglieder Guttenberg und Bärnstecher; unfern schläft Pirkheimer der gelehrte Kunstfreund. Derselbe Friedhof beherbergt die Künstler Jamnitzer, Herr und Sandrart, Wurzelbauer und Kupezky, die Dichter Sachs und Grübel; dicht vor mir liegt das gemeinsame Grab, das schon so manchen der Unsrigen aufgenommen hat und noch aufnehmen wird, und im Schranken durchbrechenden Geistesflug vergegenwärtigen wir uns jene befreundete Todten, die das ferne, die das fremde Erdreich deckt — Männer mindergekannten Namens, nicht minderwerther Erinnerung; denn

Nicht Jeder soll im kurzen Lebensstreit
Die selt'ne hochgestellte Palme brechen;
Doch kann es nicht des Daseyns Herrlichkeit,
Es kann der Zufall das Verdienst nicht schwächen.
Wer so mit reinem, treuen Herzensdrang
Sich auf dem Weg zum Ziele vorwärts rang:
Der hat den Siegespreis des Bergs erworben,
Wenn schon noch fern im Thale er gestorben.

Aller dieser gedenken wir mit diesem zweiten Ehrenkranz, gedenken ihrer nach dem Muster des großen Nazareners, welcher auch jenen Knecht erhob, der das ihm anvertraute geringere Pfund so brav und segensreich verwaltet.

So schlaft denn wohl ihr Brüder nah und fern, schlaft, bis eine neue Sommerwende uns zu gleicher Feier an diese Stätte ruft, oder bis ein größerer Vorbotentag euch den Anbruch des ewigen Frühlings kündet! Bis dahin lebe in deinen Verwandlungen fort, hingesäetes Gebein! Was aber an Euch Reinunsterbliches war, das sammle sich ob unsern Häuptern zu einer heiligen Feuerzunge, das stärke uns als leuchtendes Todtenexempel zur lichten Lebensfolge, auf daß dereinst an unsern Gräbern die Enkelwelt mit derselben dankbaren Rührung stehe, mit welcher wir heute um das Eurige!

Das Grab
des
Latour d'Auvergne.

Auf einer steinigen Anhöhe zwischen den beiden Pfarrdörfern Unterhausen und Oberhausen, unfern der Straße, die aus Donauwörth gen Neuburg führt, ragt das Grab und Denkmal des neufränkischen Helden Theophile de la Tour d'Auvergne. Links und rechts, das ist nördlich und südlich, halten bald zwei gleichlaufende waldige Bergketten des Wanderers Auge an; frei dagegen bewegt sich dieses ostwärts in das dunstige Revier des Donau-Mooses, freier noch gegen Sonnenniedergang, wo in der Urzeit des Isters und Licus verschwisterte Wellen ein breites, nunmehr von dem Grün und Gold der Saaten überzogenes Thalland höhlten. Diese Gasse oder Mittelfläche wird vom vorerwähnten Grab beherrscht. Ohne Zwang findet ein poetisches Gemüth die Aehnlichkeit zwischen der Naturhöhe und dem dominirenden Principe, das jene mächtig durchgreifende Schaar, an deren Spitze einst unser Todter kämpfte, damals noch beseelte.

Latours Leben und Thaten sind bekannt. Vaterländische Blätter weihten sich seinem Ruhme, das

Pantheon der Weltgeschichte nahm seinen Namen auf. Warum letzteres geschah, dürfte kurz erörtert werden. Latour glänzte als Krieger, Gelehrter und Mensch. Nach unserm Dafürhalten aber hat ihm nicht der Umstand, daß er vom fünfzehnten bis siebenundfünfzigsten Jahre der Heimath und der Freiheit in den Waffen diente, und in zahlreichen Schlachten, Treffen und Gefechten bei zwanzigmal durchlöchertem Hut und Mantel als Vordermann seiner „höllischen Colonne" und durch den von ihm erst praktisch eingeführten Bajonnettgebrauch so häufig den Sieg entschied; es hat ihm nicht seine Bekanntschaft mit zwanzig Sprachen und mit der Litteratur überhaupt, sein Glossarium und Origines; endlich nicht die Musterhaftigkeit in militärischer Disciplin und bürgerlicher Sitte nebst tiefem menschlichen Gefühl, das ihn Verwundete, selbst verwundete Feinde aus dem Gewühle tragen und retten ließ, die schmale Pforte des ewigen Nachruhms aufgeschlossen. Jeder Seite dieser Dreiheit gebührt die Anerkennung in besonderen Annalen; zur Einführung in den eigentlichen Tempel der Unsterblichkeit jedoch bedarf es eines gewichtigern Empfehlungs-Briefes, bedarf es vor Allem der ununterbrochensten Uebereinstimmung zwischen Den-

kungsart und Handlungsweise, was schon in der untern Stufe Charakter, auf der Höhenlage aber ein großer Charakter heißt. Ein solcher großartiger Charaktermensch war der Mann von Carhaix.

Hundert Motive können der ersten französischen Revolution, der Hauptlebensperiode d'Auvergne's, unterstellt werden, viele darunter vom verwerflichsten Gehalte; andere dagegen werden mit Recht den erhabensten Regungen der Menschenseele beigezählt. Diese letzteren entstammen großentheils dem sogenannten Amerikanismus, einer Ideen- und Thaten-Schule, die am Schluß des berühmten Befreiungs-Krieges, in der großen Trennungsstunde so vieler Helden, zunächst aus Washingtons Freunden sich bildete, und das Leben des Römers Cincinnatus zum Vorbild nahm. Die höchsten Interessen der Menschheit in alter wie in neuer Welt auf nur edlen Wegen zu verfolgen, ward das allgemeine Statut dieser formlosen Verbrüderung, hinreichend, um sie vom Terrorismus und jesuitisch handelnden Revolutionären abzusondern. Manches Jüngers späteres Wirken ehrte freilich mehr das Herz als den Kopf; die Geschichte in ihrer Moralität richtet nach dem Willen, nicht nach Erfolgen. Auch unsers

Bretagners Ideal schillerte in römisch-amerikanischer Färbung. Was der Jüngling aus dem Tacitus und Seneca gelernt, dafür hatte der Mann im vierten Erdtheil gehandelt. Die Erinnerung glorreicher Tage schwamm mit über den Ocean, doppelter Mahnruf in einem tiefgesunkenen, gedrückten Vaterlande. Frankreichs Wiedergeburt mit ihren furchtbaren, tödtlichen Wehen begann. Dem geheimen und offenen Clubwesen von Natur aus feind, suchte und fand Latour seinen Wirkungskreis in der Armee, damals dem Kerne der Nation, dem Vereinigungspunkt aller bessern Franzosen. Hier die Doctrine von der angebornen Gleichheit in einer äußern Form, in einem ganzen individuellen Seyn zu verwirklichen, setzte er sich zum Ziel, und hiefür kämpfte er den innerlichen Kampf der Entsagung, reich an Opfern geistiger und materieller Art. Nachdem er im Jahre 1782 aus der damals schon ansehnlichen Stelle eines Capitäns in die eines gewöhnlichen Freiwilligen zurück getreten war, und, bei Mahons Belagerung zum Commandirenden ernannt, sich selbst für einen bloßen Adjutanten des Herzogs von Crillon erklärt hatte, schlug er fortan jede Belohnung und Beförderung, Orden und Ehrenbezeugung sowohl gegen einen fremden Potenta-

ten als gegen die eigene Landesregierung aus, und blieb in der Tracht und Löhnung, in Kost und Liegerstatt, in Reihe und Glied wie am Rasttage, ein gemeiner Grenadier. Nur einmal, im Jahre 1793, als es den achttausend französischen Grenadieren in Spanien an einem tüchtigen Haupte fehlte, konnte er unter Hinweisung auf die allgemeine Gefahr, jedoch nur mit Ablehnung jedes Titels zur Uebernahme des Heerbefehls bewogen werden. Bei Ankunft eines geeigneten Nachfolgers vertauschte er sogleich den Feldherrnstab mit der Muskete. Nach einer zweiunddreißigjährigen Dienstzeit, in seinem Sterbjahre, besaß Latour kein anders Zeichen nationaler Dankbarkeit als einen Ehrensäbel und das Patent als Frankreichs erster Grenadier.

Der Zweifel: „Hätte ein so tüchtiger Mann seiner Nation nicht mehr nützen können als Befehlender denn als Gehorchender?“ läßt sich unschwer lösen. Der Grenadier d'Auvergne wohnte jedem Kriegsrath, jeder wichtigern Verhandlung bei, wo das allgemeine Wohl und Weh berathen wurde. Da zeigte er tiefen Blik und beredte Zunge, dieselbe Kraft des Wortes wie der That. So erfüllte er gleichzeitig die Pflicht des obern Strategen und des untersten Taktikers, und ward durch diesen Ver-

band der großen Kette Schlußglied, die Seele der meisten Operationen seiner Heersabtheilung. Der gemeine Krieger, der einen solchen Mann Cameraden nannte, mußte nothwendig von hohem Selbstgefühl und allen wohlthätigen Consequenzen, daneben vom Geist der Ordnung und Ausdauer erfüllt werden; und hinwieder war kein Officier so hoch gestellt, daß er die Cameraden eines Latour d'Auvergne anders als mit Hochachtung und Liebe hätte behandeln können. In dieser mächtigen Wechselwirkung aber liegt das Geheimniß, das den Angriff der alten französischen Grenadiere unwiderstehlich und deren seltenen Rückzug unzertrennlich machte, und unter dem Consul und Kaiser Napoleon, der die begeisternde Behandlungsart des gemeinen Mannes nicht erst erfinden, sondern nur fortsetzen durfte, jene staunenswerthen Kriegs- und Siegeswunder geschehen ließ. Dazu hat ohne Zweifel Latours Beispiel den ersten Impuls gegeben, und selbes erlosch nicht mit seinem Leben; es leuchtete über das Grab hinaus wie die Silbercapsel, die der Pannermeister des sechsundvierzigsten Regiments auf seinem dunkelfarbenen Gewande trug. „Il est mort, mais son coeur vive entre nous."

Der so entschiedenen und entscheidenden Lauf-

bahn hat das nicht immer ungerechte Geschick grosser Menschen ein entsprechendes Ende beigesellt. Als Tapfrer von tapfrer Hand zu fallen, hielten schon die besseren Völker des Alterthums für die schönste Todesart. Die Kriegstrompete des scheidenden Jahrhunderts rief abermals die französische Republik in den Waffenkampf mit dem übrigen Europa. Der berühmte Krieger beschäftigte sich eben zu Passy mit den Wissenschaften, als er hörte, daß der einzige Sohn und Ernährer seines hochbetagten Freundes Lebrigaud Conscribirter sey. Sogleich stellte er sich als Ersatzmann. Als Grenadier der Massena'schen Avantgarde kämpfte er den blutigen Feldzug des neunundneunziger Jahres an den sogenannten Russengräbern in Helvetien. Im nächstfolgenden Frühling ging's unter Moreau über den Rheinstrom. Die vorherige Berufung in den gesetzgebenden Körper hatte Latour mit den Worten abgelehnt: „Ich verstehe nicht, Gesetze zu machen; doch kann ich sie vertheidigen.“ Eine Kette siegreicher Gefechte bei Stockach und Engen, Möskirch und Biberach unterwarf das Schwabenland, und öffnete nach einem neuen Siege bei Höchstett das Herz Bayerns. Unterdessen erschien der siebenundzwanzigste Junius, mit ihm das Treffen bei Neuburg.

Der Theil der republicanischen Armee, den der Feldherr Lecourbe führte, hatte bei Rain den Lech passirt, und schob nun die von Montrichard befehligte Vorhut gegen das österreichisch-bayerische Heerlager vor Wagenhofen. Schon war Unter- und Oberhausen vom französischen Bajonett erstritten, als der gegenüberstehende Feldzeugmeister Kray durch die bayerischen Subsidientruppen unter Zweibrücken, Deroy und Wrede die zu kühn vorgedrungenen Gegner angreifen und werfen ließ. Hartgedrängt, blutig wichen die Gallier über Unterhausen und Straß zurück. Hier nun schlug der Schlachtengott auch den lange Gemiedenen. Wie gewöhnlich der Letzte beim Rückzug und dießmal noch verwundet, war derselbe von einem Reitertrupp überrascht worden. „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!" hat weit vor dem Tage von Waterloo und bei den Tapfern jeder Nation als ein den rechten Weg weisender Spruch gegolten. Noch zeigt man am östlichen Eingang des Dorfes Unterhausen die bisweilen grünenden Wurzelreiser eines abgestorbenen Birnbaums, in dessen Nähe Frankreichs ersten Grenadier die tödtliche Lanze eines kaiserlichen Uhlanen traf. Nach vollbrachter That floh der Feind; wie einige wollen, von herannahenden Freunden des Zusammensin-

kenden ereilt und vernichtet. Der Sterbende aber ward ins Dorf getragen; erst nach geraumer Zeit in der dortigen Försterwohnung verhauchte er seine Heldenseele — entweder mit früher gewichenem Bewußtseyn, also schmerzlos; oder, wie bei Epaminondas, das Körperleiden verklärt zur Seelenlust, als in der Scheidestunde der Sonne und des Lebens die altbekannte vaterländische Siegesweise aus dem von Lecourbe, Montrichard und Grandjean wiedergewonnenen Dorfe Oberhausen herüberklang.

„Altera jam post commissum 27 Junii praelium die a Gallis in agro Oberhusano sepulta sunt corpora demortua Latour d'Auvergne premier grenadier de France et Forty chef de la 46 demie brigade française cum aliis tribus militibus. Die vero 20 septembris legiones gallicae primis duobus monumentum posuere, quod a me Marquard Pichler parocho jussu generalis Gallorum ritu catholico benedictum fuit." So das Oberhauser Pfarramtsbuch, wobei zu bemerken, daß eine andere frühere Notiz Pichlers enthält: „Latour cum tribus aliis etc. Später erst lernte der Pfarrer den Namen Forty kennen, und vergaß dann, indem er denselben eigens setzte, ihn von der Zahl Drei ab-

zuziehen, d. h.. anstatt tribus — duobus zu schreiben. Die am 3. Aug. 1837 von einem königl. Baubeamten aus Neuburg in Gegenwart eines Geschichtsfreundes vorgenommene Graböffnung zeigte die Skelette Latours, Forty's und zweier jüngeren Personen. Ueber die Grabsteinsetzung berichtet ein gleichzeitiges Taschenbuch: Nachdem auf die Nachricht von diesem Ereigniß der Generalissimus Moreau sogleich die Verfügung getroffen, daß alle Fahnen und Trommeln der Rheinarmee sich in schwarzes Tuch hüllten, sämmtliche Offiziere auf Monats-Dauer Florbinden trugen, endlich für jetzt und immer die Stelle dieses Grenadiers in der Compagnie unbesetzt blieb: beschloß die französische Regierung, des Helden Andenken noch eigens durch ein plastisches Mal zu ehren. Gefertigt während des Parsdorfer Waffenstillstandes stand dasselbe am 20. September 1800 vollendet da. Am darauffolgenden Tage zog der französische Stadtcommandant zu Neuburg, umgeben von der dortigen Magistratur und dem Stabe des Generals Souham, voraus das Musikcorps des zweiten Husarenregiments, nach Oberhausen. An der äussersten Schranke der Grabes-Stätte, mit entblößtem Degen empfing derselbe den Oberhäuser Pfarrer, und führte ihn unter einem

Todtenmarsch zur obersten Denkmalsstufe. Hier vollzog der Priester nach katholischem Ritus die Einsegnung. Eine zahllose Menschenmenge sah und bewunderte die feierlichernste, gerührte und rührende Haltung der rauhen Kriegsgesellen während des kirchlichen Aktes. Nach dessen Beendigung geleitete der Anführer den Pfarrer abermals mit Trauermusik zum Schrankenthor, verlas sodann die Lebensgeschichte d'Auvergne's, und schloß mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ Dreimal rief's nach ihm die Schaar, unter dem Klange der Marseiller Hymne in die Stadt marschirend, und bald von da in die Wahlstatt, wo sie die Siegesgöttin den Tod des Kameraden rächen ließ. Vierzehn Tage später brachte Moreau in Begleitung von sechs Generalen den Manen des ersten Grenadiers an Ort und Stelle das Todten-Opfer.

Das zunächst mit eiserner Kette und im weitern Umkreis mit einem hölzernen Geländer umfangene steinerne Denkmal, welches in Form eines Katafalks die Länge von Ost nach Westen nahm, nördlich auf seinem breiten Theile die Inschrift trug: „A la memoire de Latour d'Auvergne, premier grenadier de France, tué le 8ième mes-

eine königliche Entschließung, welche die Wiederherstellung und neue Aufstellung des Grabdenkmals für den ersten Grenadier der französischen Armee, Latour d'Auvergne, in der Art genehmigt, daß dasselbe eine kleine schattige Pflanzung erhält, zugleich aber auch ein sechs bis acht Schuh breiter Fußpfad von der Hochstraße aus hingeleitet wird. Die frühere Inschrift soll nach dieser Verfügung, als historisch, unverändert beibehalten, jedoch zur bessern Dauer in Erz gegossen, endlich die ganze Anlage der Aufsicht der Behörde und der Pflege eines untern Bedienstigten unterstellt werden. Bereits sind die meisten dieser Punkte in Vollzug gesetzt; in kurzer Zeit wird das vollendete Werk den Wanderer vom Thale zur Höhe rufen. Daß ein teutscher Fürst in einem seinem Stammlande feindlichen Krieger den Helden, daß ein Monarch in dieser Art das Gedächtniß eines Republicaners ehrte, gehört zu den seltenen und darum bemerkenswerthen Zügen unserer Zeitgeschichte.

Bei Aufsetzen des neuen, um eine Staffel erhöhten und deßhalb weit schwerern Sockels erschien die Untersuchung des Fundaments durchaus nothwendig. So wurde, wie vorerwähnt, das mit dem

sidor an 8 de l'ére rèpublicaine, 27 Juin 1800,« auf der entgegengesetzten Südseite aber: „A la memoire de Forty, chef de la 46 demie brigade d'infanterie française, tué le 8iéme messidor an 8 de l'ère républicaine, 27 Juin 1800« lag vor kurzem durch den Zahn der Zeit, vielleicht auch durch menschliche Unbill, fast zerfallen. Im letztern Falle mag mehr als sogenannter Franzosenhaß, genährt durch den Tod von Verwandten und sonstige Verluste, der Umstand, daß wegen Mangels eines Weges von den Besuchern die nächsten Saatfelder zertreten wurden, den Feldnachbarn das Monument verleidet haben. Daß blinde Habsucht bei der republicanischen Armuth des Jahres 1800 nach goldenen Schätzen suchte, und deßhalb an den Steinen rüttelte, beruht sicher auf Erfindung. Dagegen erzählt man mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß der französischen Regierung unter der Restauration eine Anzeige vom nahen Verfall des Denkmals gemacht, von derselben aber sehr gleichgültig aufgenommen worden sey. Unterdessen lenkte der in Bayern immer mehr erwachende historische Sinn manchen Blick auf diese denkwürdige Halbruine. Unterm 19. Februar 1837 erschien nun

Grund zusammenhängende, und gleichsam identische Grab geöffnet. Das steinige Erdreich hatte zumal im Drange der damaligen Kriegsläufte kaum ein anderthalb Fuß tiefes Eingraben zugelassen; hierauf mauerten die Begrabenden noch anderthalb Fuß, so daß die ganze Grabeshöhe von der Naturschicht bis zum Anfange des Monuments nur drei Fuß beträgt. Diese Grube mißt sechs Fuß und vier Zoll in die Länge, und fünf und einen halben Fuß in die Breite. In diesen niedern und schmalen Raum wurden die vier Leichen ohne Sarg im bloßen Hemd gelegt, der Brigadier Forty und die beiden Soldaten mit dem Haupt von Norden gegen Süden gekehrt; entgegengesetzt, also nordwärts schauend und zwischen den dreien in der Art, daß Forty zur Linken, die zwei Andern aber zur Rechten blieben, dann etwas erhöht, und gleichsam auf den Uebrigen gebettet — Latour d'Auvergne. Sämmtliche Gebeine fanden sich wohlerhalten, durch die zusammenkittende Erde in förmliche Skelette gefügt, bei Forty noch von früherer Derbheit und Fette zeugend, bei den zwei Andern, besonders mittelst der schönen unausgefallenen Zähne, von frischer Jugend. Auch gaben dieser Beiden gemischte Händeknochen der Vermuthung

Raum, daß man einst die fleischernen absichtlich verschlungen und also beerdigt habe. Latours Ueberreste charakterisirten sich durch den feinen Schädelbau, durch das noch wohlerhaltene, in einen Zopf gewundene Hinterhaupthaar, durch die moderneren Hemdknöpfe, die er und der Brigadier, die Soldaten dagegen von gröberer Sorte trugen. Nach dieser Recognition deckte man die Gebeine wieder in der vorigen getrennten Ordnung mit Erde zu, und schloß mit altem und frischem Gemäuer die ganze Fläche.

Dort schläft nun Latour d'Auvergne seinen Todesschlaf, ungestört vom Feind, nachdem ihn der Landesherr selbst, so wie der immer mehr sich verbreitende Geist der Toleranz und Humanität in ihren Schuz genommen; ungestört auch von Freunden, da die Meinung, daß Frankreich dereinst die Asche seines Sohns reclamiren werde, schwerlich in Erfüllung geht. Was frommt der Staub ohne Leben?! Und lebt ein thatengebärendes Andenken fort, was bedürfte es dann noch eines unfruchtbaren Leichnames?! Schöner, gefühlerregender als unter der Monumentenmasse des Pariser Pantheons ruht der kaiserliche Plebejer am einsamen Strand der Felsen-

Insel. So möchte denn der Schlußvers des Liedes, welcher in den Jahren 1814 und 1815 von gallischen Gräbern teutscher Jünglinge über den alten Rhein herübertönte, jetzo rückhallend auch am Seinestrand von dem teutschen Grabhügel eines französischen Helden her vernommen werden. Dieser Vers heißt:

„Wer seinen Tod im heiligen Kampfe fand,
„Ruht auch in fremder Erde im Vaterland.“

Das historische Prinzip.

1.

Als mit dem Klirren Pompejischer und Cäsarischer Schwerter das Todtengeläute der Römerrepublik seinen Anfang nahm; als auf diesen Klang das Weltreich sich in zwei Lager trennte, dort, um festzuhalten das Bestehende, hier, um dessen Umsturz durchzuführen; als die Frage: »Wer hat Recht, wer Unrecht?« vergebens auf dem dürren Felde der Theorie ihre Lösung suchend, allgemach zur blutigen Praxis der Erfolgsentscheidung übergieng: da rief Cicero, ein Nüchterner inmitten des allgemeinen Taumels, sein ewig denkendes »Historia vitae magistra« aus. Wie kann man — folgerte der Vernünftige — ohne genaue Vergangenheitskenntniß beurtheilen, ob die Gegenwart, der Stein des Anstosses, besser geworden ist oder schlimmer, zum Frohseyn oder zum Traurigseyn gerechten Anlaß giebt?! Wie kann man ohne längeren Vergleich der zwei vorangehenden Zeitseiten sich irgend einen haltbaren Begriff von dem dritten, von der Zukunft machen?! Seitdem die Orakel der Urwelt,

die Zungen der Propheten und die übrigen Geisterstimmen schweigen, giebt nur die Zusammenstellung Dessen, was ist, mit Dem, was war, als Facit Das, was ohne besondern Rechnungsstrich der Vorsehung wahrscheinlicher Weise geschehen wird. Das Morgen neben dem Heute im Auge zu halten, lehrt der Instinkt schon manches Thier; Vernunft und Religion lehren es den Menschen. Je tiefer eine Zeit sinkt, desto höher steigt die Wissenschaft der Zeiten, vergleichbar dem Werthe des Arztes und der Arznei beim zunehmenden Krankheitsstoff. Es trug nicht wenig zur Erhabenheit der Werke und zum Ruhme der Verfasser bei, daß ein Xenophon und Thukydides, ein Tacitus und Johannes Müller bei einer Uebergangsperiode, um nicht zu sagen beim Untergange ihres Volkes schrieben. Krisen wie die Eingangs erwähnte wiederholen sich; wir selbst schweben in einer solchen. Denn wer wollte läugnen, daß auch heutzutage Alt und Neu bald versteckt, bald offen, bald mit Worten, bald mit Waffen und zwar mit wechselndem Kriegsglück kämpfen?! Wer wollte läugnen, daß in diesem Kampfe oft die schroffsten Extreme sich entgegen stehen, und auch die Gemäßigten beider Partheien kaum mehr gesonnen sind, die Entscheidung ihrer Sache unbedingt

einer Philosophen-, Juristen- oder Diplomaten-Conferenz anheim zu stellen?! Somit beschwören wir, die wir Erfolg und Recht für zweierlei Ding halten und in diesem Augenblicke einen faulen Frieden für heilsamer als einen in seinem Verlauf und Ausgang unübersehbaren Meinungskrieg, nicht ohne Grund und Noth den Schatten des alten Römers, und wiederholen als den Wahresten und Zeitgemäßesten aller Kernsprüche: »Die Geschichte ist des Lebens Meisterin.«

2.

Tausende der Lebenden haben unzählige Mal dieses Wort gehört; Viele derselben führen es täglich im Munde; es gehört in der höhern Conversation zum guten Ton, gelegenheitlich eine Phrase über die Wichtigkeit der Geschichte anzubringen: allein, was die Bibel lehrt: »Nicht Alle, die beten Herr! Herr! kennen und lieben ihn.« Dasselbe kann auch Klio von ihrem wachsenden Troß und Gefolge sagen. Unfreiwillige Irrthümer nicht zu rügen, nehmen wir nur die absichtliche Täuschung vor. Eine gewisse Gattung angeblicher Geschichtsfreunde bedient sich dieser Wissenschaft nur als eines Mittels zum Zwecke; mit Gleichgiltigkeit, mit

Widerwillen wirft sie das gebrauchte, bei unkundiger Habung den eigenen Mann verwundende Werkzeug weg. Wer erinnert sich nicht der alten Fabel vom Junker und vom Bauer? So lange der Bericht lautete, daß des Letztern Hund des Erstern Kuh gebissen, so lange mochte das strafende Herkommen in voller Kraft walten; der umgekehrt erzählte Fall hob bekanntlich in des Richters Meinung die traditionellen Consequenzen auf. Mit der gleichen Naivetät leitet man nun das historische Recht von einem ganz beliebigen historischen Abschnitt her, und vermarkt die Quelle, so wie man sich und die seinigen daraus satt getränkt, abermals nach Belieben. »So ist es (wird raisonirt) vor fünfhundert Jahren gewesen; darum sey es auch noch heute so!« Der Einwurf eines Gegenmannes: »Aber das, was ich will, galt vor tausend Jahren,« kann natürlich nur mit dem junkerlichen c'est une autre chose, überhaupt mehr energisch als logisch beseitigt werden. Uebrigens wandeln sich dieselben Herren, wie es ihnen taugt, zu Antediluvianern und Adamiten, oder schweifen gar in den vorgeschichtlichen Traum des göttlichen Chaos zurück. Ein anderes ihrer Raisonements lautet: »Die Pietät eines geschichtsbefreundeten Enkels soll in die Fußtapfen der Ah-

nen treten.« Für einen Ahnen erklärt man dann diesen oder jenen verschollenen, halb mährchenhaften Vorfahren, keineswegs aber den wo nicht berühmteren doch wenigstens verdienteren Großvater und Vater, als ob zwischen dem ersten Glied und dem sechszehnten eine innigere Blutsverwandtschaft bestehe, als zwischen dem zweiten und dritten, als ob eine Septembersonne, weil sie später kömmt, nicht so warme Strahlen sende als ein März- oder Hornungstag. Gerade die nächste Vergangenheit bietet häufig einen reichern Schatz von guten Lehren dar denn die längst verwitterte; wollen wir Beyspielswegen nur die oft von der Mitwelt geringfügig behandelte französische Revolution den renomirten Kreuz- und Römerzügen gegenüber halten. Unsere Pseudopragmatiker aber zirkeln sich wie englische Gourmands die sogenannten Original-Boeufsteaks aus den Lenden der Zeit heraus, und verwerfen die übrige eben so nachhaltige oder noch nachhaltigere Fleischmasse als schmacklosen unnützen Abfall. In ihrem Munde klingt die Ciceronische Lehre nur als Satyre auf das eigene Ich, gerade wie im Munde Jener, die nicht fühlen was sie sprechen, nicht wissen was sie thun. Leider bildet in unserm Vaterlande dieser zweierlei Schlag Leute auf dem Ge-

schichtsfelde die unermeßliche Majorität, und in andern Ländern steht es eher noch schlimmer als besser. Teutschland die Mutter so vieler hundert lebender Gelehrten und Schriftsteller enthält unter diesen kaum ein Dutzend nennenswerther Geschichtsmeister, und das nachfolgende Jüngerhäuflein wird die vorangehende Zahl schwerlich überschreiten. Die hie und da künstlich erzeugten Scheinblüthen historischer Thätigkeit täuschen keinen Kenner; selbst der bessere Wille bringt es nicht zur wahren Fruchtreife, wo das hindernde Uebel in tiefster Wurzel sitzt. Zur historischen Bildung der Einzelnen und der Nationen fehlt es heutigen Tags am ganzen Unterrichts- und Erziehungssystem.

3.

Verfasser dieser Zeilen giebt seine eigene Erfahrung kund. Vor etwa einem Vierteljahrhundert, nach schon wiederhergestelltem Frieden, begann er in einer namhaften teutschen Residenz- und Universitätsstadt seine Studien. Alles, was er in dem dortmals dreijährigen Cursus der lateinischen Schulen aus der Geschichte hörte, bestand in der Legende eines Heidenbekehrers und etlichen Lokalanekdoten aus dem Schwedenkriege. Diesen seinen Kenntniß-

schatz trug der Rektor nicht nach einem Leitfaden, sondern nach eigener Maasgabe vor, nicht in einer bestimmten Lehrstunde, sondern zwei- bis dreimal des Jahres, wann er eben besonders guter Laune, alle übrige Tagesarbeit unverhofft zu Ende, und die erlösende Schulglocke noch nicht erklungen war. Als Quintessenz oder Nutzanwendung seines Vortrages folgerte er selbst nichts Anderes, als daß es unter den Heiden hohe und niedere Christenfeinde und in der schwedischen Armee viele grobe und unflätige Soldaten gegeben habe. Mit solchem Vorwissen bezogen wir das Gymnasium. Dort gab es vorschriftsmäßig ein Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte und eine wöchentliche Unterrichtsstunde. Aus dem Buche bezeichnete der Professor von acht zu acht Tagen eine oder mehrere Seiten zum Auswendiglernen, was anfangs nicht sehr genau und zuletzt gar nicht mehr respektirt wurde, nachdem die vorgeschriebene Zeit bald in eine halbe und Viertelstunde zusammen schrumfte, und endlich gänzlich sogenannten wichtigeren Fächern wich. Die jungen Herren sahen dem alten leicht die Unlust ab, zu lehren, was er selbst nicht gelernt hatte, und waren froh, sich auf einen Gegenstand weniger vorbereiten zu müssen. Beim Herannahen des jährlichen

öffentlichen Schlußexamens beordnete der Professor denjenigen Schüler, der seiner Meinung nach noch am meisten von der Vergangenheit zu erzählen wußte, sich gefaßt zu halten, die durch die Geschichtsfrage des Regierungskommissärs in Verlegenheit gerathenden Mitschüler durch alsbaldiges Aufstehen und Antwortgeben zu vertreten. Diese Methode und ein und dasselbe Lehrbuch cursirten so ziemlich die fünf Jahre hindurch, für den achtzehnjährigen Jüngling wie für den zwölfjährigen Knaben. »Geschichte — hörte man manchen sonst nicht ungeschickten Pädagogen sagen — soll eigentlich erst auf der Universität der reifern Jugend gelehrt werden.« Die guten Leute vergaßen, daß keine Wissenschaft mehr Gedächtniß voraussetzt, als die Geschichte, und daß gerade dieses Seelenvermögen der Knabe und Jüngling in einem höhern Grade besitzt als der Mannwerdende und Manngewordene. Erforschen wir nunmehr die akademische Geschichtsmuse! Wir fanden ihren Lehrstuhl gleichzeitig von zwei Männern besetzt, wovon der Eine wegen Fülle und Tiefe der Ideen, der Andere um seines stattlichen Vortrags willen einen ziemlichen Ruf genoß. Die meisten jüngeren Studenten lockte begreiflicher Weise die Schale an; wir besuchten das Kolleg des Letztern.

Als dieser sich einst bei überfülltem Saale auf dem Katheder spreitzte, und den hochwichtigen Untergang des teutschen Mittelalters, die Ursache der heutigen außerordentlichen Frequenz, unter selbstgefälligem Achselwiegen also begann: »Meine Herren! Wir kommen heute zu dem teutschen Don Quixotte, dem Kaiser Max, einem Menschen, der aufhalten wollte, was nicht mehr aufzuhalten war.« Da ließ sich unter lautem Murren der Ausruf: »Selbst Hanswurst« vernehmen, und viele Zuhörer wandten sich von nun an dem andern Professor, dem Kerne zu. Was frommt der edelste Samen einem unbehackten Steinacker?! Mit idealer Begeisterung erklärte der Meister den weltbürgerlichen Sinn großer Thaten; die Jünger aber kannten das Einzelne, den Leib der Thaten nicht. Zur herrlichen Façade fehlte Grund und Boden. Nebenbei blieb unser Mann bei aller Intelligenz immerhin zu sehr Gemüthsmensch, das heißt, er gab häufig dem Gefühle auf Kosten des Kriteriums Raum. Oftmals bei einer einzigen seine Individualität ansprechenden Handlung auf Stundenlänge verweilend, dagegen eine lange, die Menschheit entwürdigende Periode mit einem sogenannten moralischen Fußtritt, mit zwei, drei Sätzen von sich stoßend, hob er seine Geschichte aus

dem mathematischen Verhältniß, ein pikanter Genuß für Eingeweihte, für Profane eine unverdauliche, mitunter gefährliche Kost. Aus diesen Extremen, aus Schale und Kern erwuchs endlich die Zeit des Brodstudiums, in dessen verplankten Revieren Einer, der noch nicht weiß, welches Charaktermerkmal die römische Nationalität von der griechischen scheidet, es auch aus eigenem Antrieb und ohne besondern Zufall schwerlich mehr erfahren wird. Wo in den höhern Studienanstalten die Geschichte eine solche Rolle spielte, welche dann erst in den untergeordneten Stadt- und Landschulen?!

4.

»Außer der Lehr- und Lernzeit (möchte hier begegnet werden) enthält der Staatsdienst selbst einen Zweig, in welchem die Geschichte fortblüht, nämlich das diplomatische Fach, und zwar in seiner Zweiheit als Diplomatik und Diplomatie.« Auch hierin soll Selbsterfahrung unsere Feder leiten. Wie sieht es in den meisten besseren Staaten noch mit der ersten Halbscheid, mit dem Archivswesen aus? Sehen wir über die Unordnung der Form und Materie zu den Personen! Die großen Theils nicht einmal allgemein wissenschaftlich gebildeten Untergebenen

beschäftigt der currente Dienst, die Erledigung amtlicher und privater Aufträge und Gesuche; die Vorsteher, wenn selbe außer ihrem administrativen Direktionsgeschäfte die historische Muse finden können oder wollen, schreiben hie und da wohl Geschichtsbücher, (man hat Beispiele, daß sie sich auch solche von Andern der Handwerksehre wegen schreiben ließen) aber der Geist und das Wesen der Geschichte ist nicht mit ihnen. Zufrieden, mit oder ohne prunkendem Titel der Nachwelt zu hinterlassen, was sie von ihren Vorgängern gleichsam geerbt haben, stehen die modernen staatsbediensteten Archivisten noch weit hinter den alten Klostermännern, die das, was sie selber sahen und hörten, in fortlaufenden Jahrbüchern oder eigenen Abhandlungen (die verdeckte Nothquelle manches heutigen Autorenwitzes) auf ferne Zeiten trugen. Die Ursache dieses einseitigen Verfahrens findet sich unschwer; jeder nur etwas Kluge hütet sich vor der öffentlichen Ausübung einer ungelernten Kunst. Wohl kennen einzelne bessere Archivare ihre Landesgeschichte und zwar bis in das Besonderste, nimmer jedoch deren Zusammenhang mit den übrigen gleichzeitigen Weltereignissen. Wer aber giebt die Monographie einer französischen Templercommende ohne Vertrautheit mit den Re-

ligions-Kämpfen und Lehren des Orients? welcher mit der Gründung der helvetischen Eidsgenossenschaft Unbekannte den teutschen Städte- und den Bauern-krieg?! Manche wissen vielleicht ohne Besinnen jeden Geburts- und Sterbetag der Päbste und Kaiser, sowie die Daten aller Konzilien und Reichstage herzusagen, kaum aber den Betreff der dort gepflogenen Verhandlungen und noch unwahrscheinlicher das Motiv der Resultate. Sie haben aus Luthers Autographis sich die detaillirtesten Excerpten gemacht, und können aus dem Kopfe keine drei stichhaltige Gründe aufbringen, denen des Reformators Werk sein Gelingen dankt. Das macht, ihnen fehlt die Weltgeschichte, der tausend Kettenringe einziges Verbindungsglied. So sitzt ein Solcher wirkens-wenigstens ruhmlos unter dem trefflichsten Materiale, gewiß nicht ohne geheimen Schmerz über die verlorene oder nie gefundene Thatenbilderfülle in der allein merkkräftigen Jugendzeit, es sey denn, daß das eitle Bewußtseyn, an einem den Uebrigen verschlossenen Born zu wachen, ihn für das Unvermögen, daraus zu schöpfen, entschädigte. Eine andere Gattung von Archivpersonen, die aus mystischer Begriffsverwirrung gerne das schwarz und grüne Panner, das Sinnbild des Lebens, das aus dem Tode

keimt, in eine Kutte oder Sterbehemd verschneiden möchte, verfällt nicht mehr der wissenschaftlichen Kritik, sondern menschlichem Bedauern, gleichwie das im Interesse einer Parthei begangene Verbrechen der Urkunden- und Aktenvernichtung sicherlich einst einem göttlichen Strafgericht. — Die andere diplomatische Halbscheid ist längst durch das Wegräumen des historischen Fundaments von einer hohen Wissenschaft zu einer flachen Kunst herabgesunken. Hätte hier nicht das Personelle vor dem Reellen den Rang gewonnen, der Tod einiger renomirter Diplomaten würde nicht in Vieler Glauben die Diplomatie selbst bedroht erscheinen lassen. Freilich, wo einmal eine Sache mehr Außenglanz als innern Gehalt, mehr Gewandtheit als Würde, mehr Takt als Charakter fordert, da mag leicht mit dem Künstler die Kunst selbst zu Grabe gehen. Daher die Verlegenheit einer Regierung beim Abgang einer derartigen Berühmtheit, daher auch unter den Regirten die Schmerzensfrage: »Wer wird wohl in etlichen Jahren, wann auch Der und Der noch gestorben ist, das Vaterland gegen das Ausland vertreten können?« Hoch und reich geborene Canditaten finden sich immerhin, schwerlich aber die bisherigen Routiniers der alten Schule, noch schwerlicher wahr-

haft Fachgebildete einer neuen. Und doch naht sichtbar die Periode, wo man kaum mit Ersteren mehr ausreichen dürfte, und deshalb die Letzteren nicht länger entbehren kann. Je näher sich die Nationen auf literarischen und artistischen, auf merkantilen und industriellen, auf conventionellen und familiären Wegen entgegen eilen, desto einfacher und nichts desto weniger großartiger gestaltet sich die auswärtige Staatspolitik, und macht ihren Dienern neben den völkerrechtlichen, militärischen, statistischen und topographischen Kenntnissen das Fundament derselben, die Geschichte zur unvermeidlichen Auflage. Wie könnte einer plötzlich die Zeichen der Zeit erkennen, dessen Blicke die Vergangenheit nicht allmählig daran gewöhnt?! Vom Hotel aus studiert sich schlecht die Fremde; da ein itziger Diplomat nicht wie Harun al Raschid in den Herbergen die Völkerkunde erwerben darf, muß er sie vorher erworben, und demgemäß von Jugend auf sich der Geschichte gewidmet haben. Wo die kriegerische erobernde Politik der friedlichen erhaltenden wich, erscheint es als ein Hauptmittel der Diplomatie, in der historischen Vergangenheitsberührung zwischen repräsentirtem und akkreditirtem Staate möglichst alle unangenehmen Erinnerungen zu verwischen, und

jeden auch noch so kleinen Moment hervorzuheben, der beide Theile in einerlei Thun und Lassen zeigt. Nationen bestehen aus Menschen, und besitzen wie Diese neben der Verstandes- ihre Gefühlsseite. Wir lesen aus alter Zeit: »Als einstmals zwei edle Völker in arger Erbitterung schon nach den Waffen langten, und ein endlos blutiger Krieg am Durchbruch stand: da sprach der Abgesandte der einen Macht zu den Stellvertretern der andern: »Als vor so vielen hundert Jahren da und da euere Väter in großen Nöthen schwebten, da sprangen ihnen unsere Väter mit bereitwilligster uneigennützigster Hilfe bei.« Und dieses vom Herzen zu Herzen gesprochene Wort erfreute sich einer schnellern heilsameren Wirkung als heutigen Tages mancher umfangreiche Protokollfoliant. Gemüthseindrücken ist auch die Gegenwart trotz ihrer egoistisch-spekulativen Richtung nicht unzugänglich; Jahrhunderte ändern nur das Gewand; die Menschheit bleibt die alte.

5.

Die Wahrnehmuug dieser Mängel und Gebrechen war eine hauptsächliche Veranlassung, daß man seit Neuerm in mehrern Ländern die historischen Vereine ins Leben rief. Eines vermißt man bei ihrer Gründung, nämlich, daß die Regierungen sie

nicht ganz unter ihrem Fittig nahmen; so erscheinen bei aller höhern Protektion diese dem Zweck und Interesse des Staates so sehr entsprechenden Institute immer nur als Privatunternehmung. »Unmittelbares Staatsinstitut — wird man hier einwerfen — ist die Akademie. Sie soll ausscheiden und verbinden, was die Vereine gesammelt und geordnet haben. Sie sey eigentlich produktiv, mehr reproduktiv Jene!« Hierauf zur Antwort: Akademie ist an und für sich ein todtes Wort, ein leerer Begriff; erst die Menschen, die in ihr wirken und schaffen, geben Leben und Bedeutung. Wenn einer Nation, wie wir früher nachgewiesen, von Grund aus die geschichtliche Bildung und Erziehung fehlt, dann werden die Glieder derselben, welche zu Akademikern für das historische Fach berufen werden, eben auch keine sonderlichen Auserwählten seyn; zumal, wenn die Aufnahme noch einen gewissen Dienstesgrad und andere mehr zufällige Vorzüge erfordern sollte. Urtheilen wir nach den historischen Werken der Akademiker. Hundert stumme Standbilder der Bibliotheken, keine lebendige Belehrungsquelle für ihr Volk. Die bauen sollten für die Gegenwart, liefern nur Bausteine für kommende Geschlechter. Es mangelt halt auch hier, wie vor-

gemeldet überall, an der Grundlage. So wahr es ist, daß der Dichter geboren, so wahr ist es, daß der Geschichtschreiber zu seinem Beruf von Jugend auf erzogen werden muß. Wer die Geschichte eines Volkes schreiben will, muß außer der weltgeschichtlichen Ammenmilch unter ihm gelebt, mit ihm gedacht, gefühlt, gehandelt haben, er muß neben dem Licht und Schatten der Menschen das Land kennen, vom Pallast bis zur Hütte, das Hochland wie die Ebene, mit einem Wort er muß dessen Landsmann seyn. Nichts irriger als die Meinung: »Der Geschichtschreiber habe kein Vaterland.« »Nur wer sein Volk liebt — sagt ein neuerer Schriftsteller — kennt seine Thaten; Patrioten nur richten in und über die Weltgeschichte. In den Heldentagen der Capitolinier bürgerte der Geist des Römers Tacitus, und das Herz des teutschen Jüngers schlug den Gletschern seines Heimathlandes. Vaterlandsliebe, die Mutter so vieler Tugenden, warum sollte sie gerade dem treuesten Vaterlandssohne, dem Erhalter und Verherrlicher seines Ruhmes, dem Rächer seiner Unbill benommen seyn?!« Fordert oder erwartet man heut zu Tage dergleichen Dinge von einem historischen Akademiker? Angenommen, diese Branche fände sich wohlbesetzt, so bestehen doch mei-

stens zwischen ihr und den Vereinen, zwischen Baumeistern und Handlangern keine regelrechten Verbindungsgänge. Durch der Privilegirten Sichbesserschauen zurückgestossen arbeiten die Letzteren mit oder ohne Plan auf eigene Faust, häufig nach dem Muster ihrer Tonangeber sich verirrend zur Selbstüberschätzung, die vom glücklich corrigirten Schuh sich die Kritik des Hauptes anmaßt; oder zum andern Extrem, welches (Forschung nicht für Mittel, sondern für Zweck erachtend) in allzubescheidener Maulwurfstiefe weilt; oder gar in jene nahebei psychopathische Alterthümlerei, die sich bisweilen vom Muthwillen und der Gewinnsucht des untersten Tagwerkers persifliren und mystifiziren läßt. Uebrigens kann nicht geläugnet werden, daß Mehrere dieser Vereine mit beschränkten Mitteln Verdienstliches leisten, und bei Anderen ein aufrichtig guter Wille die That ergänzt. Sie beruhige der Glaube, daß die Zeit unmittelbar den Gegenstand ihrer Neigung zur Reife bringen werde.

6.

»Die Weltgeschichte ist das Welt-Gericht!« Eine solche Macht bedarf zu ihrer Anerkennung keiner Menschenhülfe, selbstthätig schlägt die Großgewordene ihre Tribunale auf. Wie die

Titanenmutter eltern- und gattenlos gebar sie sich selber, sich und ihre Kinder. Der Urfeind trägt durch jede seiner Handlungen nur zu ihrem Wachsthume bei, ähnlich dem Thoren, der den beißenden Fisch in den Strom schleuderte, um ihn mit dem Wassertode zu bestrafen. Jeder neue Schöpfungstag mehrt den Leib oder Umfang der Geschichte. Schon huldigen die Vorläufer der allgemeinen Bewegung, Kunst und Wissenschaft dieser bleibenden Gewalt. Die edelsten Artisten brauchen mehr und mehr Pinsel und Griffel und vor Allem den Meissel zur Verherrlichung der Geschichte, und der geringste Romanschreiber hält jetzt schon zur Empfehlung seines Produktes den Beisatz »historisch« für unentbehrlich. Zahllose solcher Formen leiten die gebildeten Klassen allmählig zum Wesen, unterdessen sich dem ungebildeten und darum meist unglücklichen Haufen die Untersuchung: »Wie es sonst gewesen?« schon von selbst aufdrängt, und seine Herren zum mehr oder minder ehrlichen Bescheide zwingt. Allenthalben offenbart sich das wohl für die jetzige Generation verlorne, aber für die kommende desto erfolgreichere Streben, privatim im Alter zu erlernen, was der Jugend in der Schule nicht gelehrt wurde. Scheidet einst, nachdem es seinen Talis-

man, das Geld entweder in der festen Hand von Einzelnen weiß, oder es als abgewerthete Waare durch aller Hände rollen sieht, das neunzehnte Jahrhundert, das akziencreirende, mit Jobberschmerz von der Weltbühne: dann tritt an seiner Statt das Jahrhundert des historischen Prinzipes auf. Wird es mit dessen Herrschaft, die den Grundsatz virtus post nummos auf den Kopf stellt, den Menschen besser ergehen oder schlimmer? Eine Frage, die sich von selbst beantwortet, die wir zum Ueberfluß nur noch vom religiösen und politischen Gesichtspunkt aus beleuchten wollen. Das einfache Motto aller Geschichte heißt Wahrheit. Die Wahrheit ist in Gott oder Gott selbst ist die Wahrheit! Idealisten und Materialisten sprechen mit verschiedenen Worten das Gleiche aus; denn das beiderlei Dogma begleitet ein und derselbe Erfolg, nämlich die Wahrheit schirmt und hebt das Gute, bessert oder stürzt das Böse, bildet als Welt-Geschichte die eine Seite der Menschenseele, die Intelligenz, und als Vaterlandsgeschichte die andere Seite, das Gemüth, als Beispiels nur der Perser und Germanen zu erwähnen, die, unter allen Völkern der Vorwelt am meisten mit den Thaten der Altvordern vertraut, auch den Ruf der gerechtesten

und bravsten Leute für jede Zeit hinterließen. Sohin greift das Geschichtsstudium und Geschichtsleben einer auf Vernunft und Moral gegründeten Religion segensreich unter die Arme. Die Wahrheitslehre oder Geschichte ist zugleich die Wissenschaft der Erfahrungen; jene drei Begriffe bedeuten ohnedieß so ziemlich das Nämliche; die Praxis aber begünstigt mehr das conservative System als das destruktive, indem des Letzteren edelste Art doch immer nur auf dem Gegensatze, auf Theorien fußt; dabei jedoch verkündet sie auch des Unhaltbaren Untergang durch sich selber. Indem sie also von beiden Partheien Licht und Schatten zeigt — Vollkommenes reift nicht auf dem Erdenrunde — muß sie nothwendig zu gegenseitiger Achtung, zu gegenseitiger Nachsicht führen, und wird hiedurch die natürlichste Vermittlerin. Sie allein hält in der Politik die rechte Mitte. Wie die Natur das nur übermächtige Rauschen angeschwollener Wald-Bäche, lehrt auch sie das kurze Regiment der Extreme. Daß einige große Geschichtschreiber als große Republikaner erscheinen, beweist nichts gegen dieses Bild; deren Republik war kein Extrem, war nicht Zweck, sondern Mittel, Mittel, um den in ihrem Lande niedergerissenen Tugendtempel in einer idea-

len Staatsform wieder aufzurichten, »damit — wie es im Verse heißt — was nie kann werden Aller Gut, den Einzelnen bestärk' in seinem Muth.« Der Liberalismus der geschichtlichen Schule baut, aber er zerstört nicht; dagegen zerstört der rechte wie der linke Ultra, ein absoluter Geschichtsfeind, und sey oder heiße er Professor der Geschichte oder historischer Conservator. Nicht im unglücklichen Spanien allein, an hundert andern Orten haben die Camarillaleute und Glaubensritter Hand in Hand mit den Anarchisten und Atheisten den königlichen Thron, die Religion und den ganzen Staat unterhöhlt. Was erscheint heutzutage als größte Fatalität der Regenten wie der Regierten? Antwort: der Krieg. Sie die rechte Mitte **wehrt dem Krieg**; sie wehrt ihm, weil er mehr zum Rück- als zum Fortschritt führt, weil er, wenn auch nur vorübergehend, die Welt-Herrschaft in die Hände eines jener abgeurtheilten Extreme giebt. Erst wann dereinst das historische Prinzip die Basis des öffentlichen und privaten, des staatsinnern und staatsäussern Handelns bildet: dann wird der jetzt schon sicher geträumte **Welt-Friede** nicht mehr einer wurzellosen Stange gleichen, die eben so wie die modernen Freiheitsbäume jeder unerwartete Schicksalsstoß über den Haufen wirft.

len Staatsform wieder aufzurichten, »damit — wie es im Verse heißt — was nie kann werden Aller Gut, den Einzelnen bestärk' in seinem Muth.« Der Liberalismus der geschichtlichen Schule baut, aber er zerstört nicht; dagegen zerstört der rechte wie der linke Ultra, ein absoluter Geschichtsfeind, und sey oder heiße er Professor der Geschichte oder historischer Conservator. Nicht im unglücklichen Spanien allein, an hundert andern Orten haben die Camarillaleute und Glaubensritter Hand in Hand mit den Anarchisten und Atheisten den königlichen Thron, die Religion und den ganzen Staat unterhöhlt. Was erscheint heutzutage als größte Fatalität der Regenten wie der Regierten? Antwort: der Krieg. Sie die rechte Mitte wehrt dem Krieg; sie wehrt ihm, weil er mehr zum Rück- als zum Fortschritt führt, weil er, wenn auch nur vorübergehend, die Welt-Herrschaft in die Hände eines jener abgeurtheilten Extreme giebt. Erst wann dereinst das historische Prinzip die Basis des öffentlichen und privaten, des staatsinnern und staatsäussern Handelns bildet: dann wird der jetzt schon sicher geträumte Welt-Friede nicht mehr einer wurzellosen Stange gleichen, die eben so wie die modernen Freiheitsbäume jeder unerwartete Schicksalsstoß über den Haufen wirft.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lommel, Georg

Geschichtsblätter

Neuburg a. d. D. 1838

Bamberg, Staatsbibliothek -- Misc.hist.o.13#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11741184-0